Wolfgang Haubrichs

Einleitung

Seit geraumer Zeit etabliert sich, getragen vor allem von Historikern und Literaturwissenschaftlern, darunter in beträchtlichem Ausmaße Mediävisten, eine Archäologie der Emotionen. Was will diese Forschungsrichtung und wozu bedürfen wir ihrer im Rahmen der Kulturwissenschaften?

Im Jahr 1941, mitten im Krieg, schrieb der französische Historiker Lucien Febvre für die ›Annales d'Histoire Sociale‹ einen erst später wirklich einflussreichen programmatischen Essay über »La sensibilité et l'histoire. Comment reconstituer la vie affective d'autrefois«. Darin wies er die verbreitete Auffassung zurück, dass der Mensch sich in seinem eigentlichen Wesen, und damit auch in seiner Oekonomie der Affekte, seiner Auffassung von Gefühlen, seinem Ausdruck von Emotionen, unter der changierenden Oberfläche der Akzidentien und Umstände stets gleich bleibe und sich so das Maß, mit dem der Historiker die Sensitivität, das Empfinden seiner Objekte in der Geschichte bemesse, ihm leicht, quasi als *simile*, das *per similem cognoscitur*, erschließe. Auch in den Kategorien und den Habitus der Gefühle herrsche der historische Wandel. Er bedauerte, dass es »keine Geschichte der Liebe, keine Geschichte des Todes, [...] keine Geschichte der Barmherzigkeit, keine der Grausamkeit, keine der Freude« gebe. Wie »das Gefühlsleben der Vergangenheit rekonstruieren«, wenn es diese Werkzeuge nicht gibt?

Gewiss sind seit den Forderungen Febvres in der Archäologie der Emotionen Fortschritte gemacht worden, doch sind wir sicherlich noch weit entfernt von dem Ziel einer wirklichen Rekonstruktion der Geschichte der Gefühle. Doch lassen sich immerhin auf der Grundlage einer zunehmenden Anzahl von empirischen Einzelstudien die Arbeitsfelder operationalisieren, auf denen der meiste Nutzen eines emotionsgeschichtlichen Ansatzes für eine kulturgeschichtliche Anthropologie zu erwarten ist – und dies unter steter Beobachtung der Ergebnisse systematisch, nicht historisch arbeitender Nachbardisziplinen wie Psychologie und Soziologie, die nach meiner Auffassung zunächst jedoch nur heuristisch mit einzubeziehen sind, um nicht erneut in die schon von Lucien Febvre bemerkte Falle der vermeintlichen Konstanz von Kategorien zu geraten: Historische Kulturwissenschaft ist eine Schule der empirischen Geduld.

Emotionsgeschichte, die Archäologie der Gefühle, lässt sich meiner Überzeugung vorwiegend auf drei Operationsfeldern nutzbringend betreiben:

- 1) Auf dem Gebiet der historischen Semantik der Wörter und Begriffe, welche die Einzelsprachen für die Affekte bereitstellen, z.B. für Liebe, Freude,

Angst, Schrecken, Trauer, Zorn, Neid, Haß etc. Es wird zu fragen sein, wie sie diese Affektbegriffe in Wortfeldern, in Synonymen, Antonymen, Ober- und Unterbegriffen organisieren. Es wird zu fragen sein, wie sich diese Felder in ihrer Struktur verändern, wie sich die einzelnen Wortzeichen in ihrem Bedeutungsgehalt verändern. Es wird zu fragen sein, wie diese sprachlichen Formungen (z.B. Topoi) aus eigenen, von sprachlichen Handlungsfeldern, Domänen, und Textsorten, Gattungen abhängigen Traditionen gerinnen. Auf diesem Gebiet wird eine sprachwissenschaftlich geschulte Literaturwissenschaft gerade in den welt- und situationshaltigen Formen der Literatur reiches Material an Wortschatz, sprachlichen Schemata, Phraseologien, Mustern, Stereotypen und anderen Verarbeitungsstrukturen auffinden können.

- 2) Auf der uns vorwiegend in sprachlichen und bildlichen Medien und dann in verschiedener Intentionalität (und damit kontrastiv vergleichbar) zugänglichen Handlungsebene, auf der ebenfalls die Ausbildung eigener und wandelbarer Traditionen, Zeremonien, Rituale, Stile und Stereotypen zu beobachten ist, deren Vorgeprägtheit, deren gezielte Durchbrechung und Parodie sowohl in expositorischen als auch fiktionalen Texten erhoben werden kann, deren Reflexe sich sogar in normativen Texten abtasten lassen. Hier liegt ein fruchtbares Feld der interdisziplinären Zusammenarbeit von Historikern und Literaturwissenschaftlern; es wird dabei darauf ankommen, die Quellennarration in breitem, ganze Situationsfelder abgreifenden Kontext, in Längs- und Querschnitten zu interpretieren.
- 3) Auf dem Gebiete der theoretischen, z.B. philosophischen oder theologischen Selbstreflexion der Gefühle und gar der »Ordnung der Affekte« in einer Kultur, deren zeitgenössische systematische Betrachtung hoch zu schätzen ist, jedoch stets auch – als eigene, dritte Codierung, gewissermaßen als Gefühle zweiter Ordnung – im Spannungsverhältnis zu den vorgängigen pragmatischen und sprachlichen Codierungen der Emotionalität gesehen werden sollte.

Die in diesem Heft versammelten Beiträge arbeiten zumeist auf den beiden ersten der oben skizzierten Untersuchungsfelder. Albrecht Classen (Tucson) zeigt in seinem Überblick »Die vermeintlich vergessenen Kinder in der mittelhochdeutschen Literatur«, dass die vor allem von dem französischen Historiker Philippe Ariès (*L'enfant et la vie familiale sous l'ancien régime* – 1960) aufgestellte These fehlender affektiver Bindungen zwischen Eltern und Kindern im Mittelalter nicht gehalten werden kann. Die Auswertung gerade der Narrationen mittelhochdeutscher Erzählungen belegt im Gegenteil die Existenz starker emotionaler Beziehungen zu Kindern auch für diese Zeit.

Der Historiker Daniel Lord Smail (Fordham University, New York) erschließt ein wichtiges nichtsprachliches Feld der Emotionsforschung in seinem Beitrag »Emotions and Somatic Gestures in Medieval Narratives« am Beispiel der altfranzösischen *Chanson de geste Raoul de Cambrai*. Neben der

expliziten sprachlichen Zuschreibung von Emotionen wie Ärger und Kummer an Personen muss der Leser oder Hörer in Narrationen auch Gefühle aus äußerlichen Anzeichen, aus somatischen Gesten wie Erröten, Erblichen, Weinen usw. erschließen, die sich einer bewussten Steuerung eher entziehen. Am ausgewählten Text wird gezeigt, dass solche unfreiwilligen Gefühlsregungen den Handlungsablauf zentral beeinflussen können. Diese Funktionalität wiederum wirft die Frage nach der Bedeutung emotionaler Selbstgestaltung der französischen Aristokratie im späten 12. und frühen 13. Jahrhundert auf. Jutta Eming (Berlin) belegt nun in ihrer Untersuchung zur »Maskierung von Emotionen in der Literatur des Spätmittelalters« an den Beispielen des ins Deutsche übertragenen, aber in den Milieus des italienischen Humanismus wurzelnden Romans *Florio und Biancelfora* und der ebenfalls hier verankerten Erzählung *Eurialus und Lucretia* des Übersetzers Niklas von Wyle die Disziplinierung und Kontrolle von Emotionen als eine zunehmend positiv besetzte soziale und kulturelle Technik.

Zorn hat Aristoteles in seiner Rhetorik als ein durchaus positives, adliges, dem knechtischen Sinn, der jede Herabsetzung erträgt, entgegengesetztes Gefühl eingestuft. In ihrem Beitrag »Zwischen Norm und Transgression. Gefühle der Feindschaft in Homers *Ilias* und Herborts von Fritzlar *Liet von Troye*« untersucht Andrea Sieber (Berlin), ausgehend vom epenmotivierenden Zorn des Achilles die Verwandlung des emotionalen Codes »Zorn« in einem Troja-Text des hohen Mittelalters und zeigt, wie dieser Text zwar traditionelle Muster von »Feindschaft« übernimmt, andererseits aber auch »exemplarisch die Regeln der Feindschaft durchbricht«, um den emotionalen Code christlichen ethischen Normvorstellungen anzupassen. Auch Andreas Kraß (Frankfurt a.M.) vergleicht zwei im Fluss der Geschichte verschieden anzusiedelnde emotionale Habitus in seiner Untersuchung »Neidische Narren«, in der er »Diskurse der Mißgunst« im hochmittelalterlichen Artusroman *Iwein* des Hartmann von Aue und im spätmittelalterlichen *Narrenschiff* des Sebastian Brant einander kontrastiert. Zwar ist in beiden Texten im Einklang mit christlicher Tugend- und Lasterlehre, die ja schon die Beichte den sich ausbildenden Gewissen einprägte, Neid als ein Negativum dargestellt, doch erschließt sich tieferes, historisch individuelles Verständnis des Affekts erst in der Analyse seiner sozialen Funktion. Als Sünde ethisch gebrandmarkt, ist »Neid« nicht mit anderen Gefühlen unmittelbar vergleichbar, da in einem zweiten semantischen System verortet. Der Autor entwickelt aus dieser Einsicht heraus eine interessante Kritik der Anwendbarkeit von in modernen Bezugssystemen stehenden Terminologien auf mittelalterliche Texte.

Die stets zu beachtende Verschränkung von pragmatischen und sprachlichen Codierungen, Handlungsmustern und sprachlichen Formungen bildet auch den Hintergrund im Beitrag von Sebastian Coxon zu »Lachen, Spott und Witz in den Nürnberger Jahrbüchern des 15. Jahrhunderts«. So steht diese spätmittelalterliche expositorische, chronikalische Quelle für ihre Darstellung des Lachens als eines oft ambivalenten Gefühlsausdrucks einerseits in

literarischen Traditionen, andererseits enthüllt sie in der Schilderung von Fragmenten des sozialen Lebens einer Stadt die vorwiegend in einem Kontext von Ehre, Norm und Strafe stehende soziale Natur des Lachens.

Zu einer mit linguistischen Theorien des Verstehens korrelierten »Semiotik der Gefühle« versucht Nicole M. Wilk (Hannover) vorzudringen. Aus einer ganz anderen Wissenschaftstradition, der linguistischen des Zusammenhangs von Sprechen und Handeln kommend, gelangt sie doch auch zu Einsichten, die den oben präsentierten emotionsgeschichtlichen Ansätzen ähnlich sind. Sie weist neuere Forschungen zur Funktion von Affekten, körperlichem Empfinden und Gefühlen zurück, welche den ›Körper‹ reduktionistisch als Resultat ausschließlich physiologischer Reaktionen des Organismus betrachten und weist ihm dagegen einen semiotischen Status zu, der linguistische Betrachtung in den Stand setzt, das komplexe Zusammenspiel von sozialem Rahmen, individueller Subjektivität und unbewussten Körper-Imagos aufzudecken. Diese Untersuchung kann die Emotionsgeschichte daran mahnen, dass sie das emotionale Verstehen zeitgenössischer Rezipienten in ihrem rekonstruktiven Bemühen stets mitzudenken hat.

In einem 2003 erschienenen Artikel zu »Emotionen und Körperzeichen« (Das Mittelalter, Bd. 8, S. 13ff.) hat Joachim Bumke am Beispiel des *Willehalm* Wolframs von Eschenbachs vorwiegend die Emotionen des *zorn* und des *trûren* besprochen und ausgeführt, dass – möglicherweise auf einer neuen theoretischen Hochschätzung der Affektnatur des Menschen im hohen Mittelalter, auf einer »neuen Emotionalität des 12. Jahrhunderts« aufbauend – »die Dichter die Bausteine einer Poetik des widersprüchlichen Menschen«, als der sich auch Willehalm in seinem affektiven Verhalten erweist, »errichtet haben«. Wenn einmal die Codes und die Semiotik der Gefühle archäologisch und auf breiter Quellenbasis nach rückwärts abgeschichtet sein werden, so wie dies ansatzweise in Barbara Rosenweins Studie von 2002 zu »Writing and Emotions in Gregory of Tours« (in: W. Pohl/P. Herold: Vom Nutzen des Schreibens, S. 23ff.) geschieht, wird es spannend sein, zu sehen, ob die so postulierte *novitas* der Konstruktion des emotional widersprüchlichen Menschen sich aufrecht erhalten lässt.